



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

††: Friedrich Wilhelm der Vierte.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

mittlerweile Wind und Wetter geändert, auf eine Weisung des Justizministeriums bis zum Urtheil zweiter Instanz seiner Haft entlassen.

Die Herren Bach und Mautscher mögen sich freuen, durch die Künste einer zwölfjährigen Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in Oestreich so dienstbeflissene, gehorsame, so „correcte“ Werkzeuge ihres Willens herangebildet zu haben. Es ist jammerschade, daß diese gottesfürchtigen Leute, denen wir Jesuiten und Concordat verdanken, sich nicht durch ein zweites Jahrzehent hielten. Verbesserte Schulen, eindringliche Kanzelvorträge, Vereine und Missionen hätten ein frömmeres Geschlecht erzogen. Leider blieb der Mittelstand, das bewies er durch seine laute Entrüstung über solche Justiz und nun allenthalben beim neuesten Umschwung der Dinge, solchem Einfluß ferne. Kein Wunder, daß jene heilige Schaar die ganze Macht ihrer salbungsvollen Rede gegen Schmerling aufbot, als ihn des Kaisers Vertrauen an seine Seite rief, ihn, der trotz aller Ungunst der Zeiten seiner Ueberzeugung treu blieb, und das Horazische „Impavidum ferient ruinae“ zu seinem Wahlspruch nahm. Wir rufen unserm Vaterlande aus vollem Herzen ein freudiges Glückauf zu, daß endlich statt seiner Feinde ein wackerer Freund an seinem Steuerruder sitzt. Wir hoffen, daß er den verderblichen Bund mit Rom lösen und durch freie Männer seiner Wahl eine neue Ordnung begründen wird. Ist aus zwölfjähriger Erfahrung die Ueberzeugung gewonnen, daß Jesuiten und Jesuitismus uns nur an den Rand des Verderbens führen, dann sind Thränen und Blut nicht umsonst geflossen, wir sind geborgen für die Zukunft.

Friedrich Wilhelm der Vierte.

Von der preussischen Grenze.

Es ist ein bedenkliches Unternehmen, sich jetzt über den Charakter des verstorbenen Königs aussprechen zu wollen: nicht blos der äußeren Rücksichten wegen, sondern weil die Zeit noch kaum gekommen ist, daß wir ihm gegenüber die innere Unbefangenheit wahren. Mußte sein langes schweres Leiden jeden aufs Tiefste erschüttern, der ein Herz in der Brust hat, so ragen die politischen Verwicklungen der letzten zwölf Jahre noch zu weit in unser gegenwärtiges Leben hinein, sie sind noch zu stark mit Hoffnung und Sorge verknüpft.

Aber der König war eine zu hervortretende Erscheinung, und sein inneres Leben hat jeden von uns wie ein Räthsel zu ausdauernd beschäftigt, als daß wir nicht wenigstens den Versuch wagen sollten, uns in unsern Gedanken offen zu orientiren.

Zwei Vorurtheile möchten wir von vornherein wegräumen. Nach dem einen hätte dem König ein leitendes Princip gefehlt; seine Politik sei von dem Drang des Augenblicks bestimmt worden. Starke Schwankungen sind nicht wegzuläugnen. Ost

begegnet uns eine gewisse Hast des Wunsches, welchem der Wille nicht rasch genug zu folgen weiß; das Bild steht schneller in der Seele fest als das Urtheil; die Bedenken werden erst erwogen, wenn der Plan bereits in Angriff genommen ist und dann wol zu viel erwogen. Aber wenn man das politische Leben des Königs im Großen überblickt, so entdeckt man im Hintergrunde etwas Bleibendes und Stetiges, das der spätere Geschichtschreiber vielleicht in den Mittelpunkt stellen wird. Von der Gründung der Provinzialstände (1823) an bis zu Errichtung des vereinigten Landtags (1847) wird man leicht ein politisches System verfolgen können, daß dann, durch die äußern Umstände plötzlich unterbrochen, für den Augenblick seinen Schwerpunkt verliert, aber doch in den spätern Anordnungen immer wieder durchklingt. Freilich ändern sich die Werkzeuge, und mit ihnen nimmt auch die Sache selbst eine andere Farbe an: Raumer unterscheidet sich von Eichhorn ebenso als Westphalen von Bodelschwingh. — Aehnlich ist es mit der deutschen Politik des Königs. Ueber die Belleitaten der Jahre von 1848 hat Radowiz berichtet. Im Ganzen kommt die Politik des Ministeriums Brandenburg wieder darauf zurück, und wenn durch den Tag von Olmütz das System in Verwirrung geräth, wenn es aufhört activ zu sein, so wirkt es doch ablehnend fort.

Es ist ein zweiter Irrthum, wenn man sich durch den polizeilichen Druck der letzten Jahre und durch den Einfluß, welchen das Junkerthum in demselben ausgeübt, verleiten läßt, den König als den Träger des einen oder des andern dieser Principien zu betrachten. Niemand konnte das System polizeilicher Bevormundung, wie er es bei seiner Thronbesteigung vorfand, mehr zuwider sein als dem König Friedrich Wilhelm dem Vierten, und wenn er auch in seinem System dem Adel eine hervorragende Stelle gab, so hatte er doch für das eigentliche Junkerthum nicht das mindeste Interesse; die Geschäfte und Vergnügungen desselben waren ihm fremd und die herrschende Bildung des Standes betrachtete er mit unverholener Ironie.

Er hat kein Wort gesprochen, das so entschieden aus seinem Innern kam, als jenes: ein freies Volk, aber auch ein freier König! So paradox es klingen mag: die Liebe zur Freiheit, d. h. zur vollen unbedingten Entfaltung der eignen Persönlichkeit war vielleicht der Leitton seines Charakters. Gern wollte er seinen Unterthanen dieselbe Freiheit gönnen, die er für sich als König in Anspruch nahm; natürlich unter der Voraussetzung, das eine könne dem andern nicht in den Weg kommen. Leider ist keine Freiheit ohne Gebundenheit denkbar, und gebundener als alle an das sittliche Ganze, dem er angehört, muß der König sein, grade wegen seiner größeren Macht. Denn eines guten Willens sich bewußt, auch wol im Gefühl höherer Bildung, wird er zu leicht versucht, wenn andere ihn in seiner Freiheit nicht gelten lassen, den Grund in ihrem bösen Willen zu suchen, und wenn er früher von der menschlichen Natur zu viel erwartet, nach der bitteren Enttäuschung ihr mißtraun. Das Gefühl, nur Gott verantwortlich zu sein, wird bei einem stark und hastig bewegten innerlichen Leben ein starkes Gegengewicht bedürfen, um sich nicht über die Schranken der wirklichen Macht zu täuschen.

Ein künftiger Historiker wird für die gegenwärtige Epoche vielleicht keinen so ausgesprochenen Repräsentanten finden als Friedrich Wilhelm den Vierten: jene Epoche, welche der früheren Aufklärung ein neues Lebensmotiv entgegenzusetzen versuchte. Die Aufklärung in ihrem einseitigen Streben nach Nützlichkeit hatte dem Leben keinen

andern Inhalt gelassen als die Arbeit, d. h. die Unterordnung unter einen gemeinnützigen Zweck, der dann seinerseits wieder einem noch gemeinnützigeren dienen mußte. Das schöne Spiel hatte sie dem Menschen verkümmert, das Reich der Phantasie in die engsten Grenzen eingeschränkt, von der Religion nur die Moral, d. h. die Ordnung der allgemeinen Arbeitsanstalt übrig gelassen; selbst die Regungen des Gemüths allgemeinen Regeln unterworfen. Der Niederschlag dieser Sinnesart waren die Staaten, die aus den Trümmern des zerstörten napoleonischen Kaiserreichs hervorgingen. Zwar waren sie insofern den Ideen von 1789 entgegengesetzt, als sie das Volk von aller Betheiligung am Staatsleben ausschlossen und die Leitung des Ganzen der Polizei in die Hand gaben; aber das galt nur den Mitteln, nicht dem Zweck. Die Hauptsache des Lebens war, sein Brot zu verdienen, am sichersten als Officiant, wegen der Pension für das Alter, sonst aber in irgend einem nützlichen Geschäft, das durch die Polizei beschützt wurde. Religiöse Freigeisterei wurde untersagt, weil sie den Menschen zu Unruhen gegen die Obrigkeiten verleitet; aber mehr Religion, als zu diesem Zwecke nöthig, wurde nicht gewünscht. Das erste und letzte Wort des regierenden Beamtenthums war: nicht raisonnirt! denn aus dem Raisonniren geht nichts Gutes hervor. Deshalb wurde das Militär sehr geschätzt, nicht weil man auf Eroberungen dachte, sondern weil man im Dienst am sichersten sich des Raisonnirens entwöhnt. Diese Schilderung gilt nicht blos für Preußen, so waren mehr oder minder alle Staaten eingerichtet, nur Preußen am consequentesten, wegen der allgemeinen Dienstpflicht. Außerdem waren die Beamten sehr gut geschult, sie hatten gewichtige Prüfungen zu bestehen, das Ehrgefühl des Standes war bis in die untersten Classen sehr lebhaft, und wenn einmal eine Classe die andere bevormunden sollte, so war eine zweckmäßigere Wahl nicht denkbar. — Der damalige französirende Liberalismus war nur ein anderer Niederschlag desselben Princip, das er bekämpfte,

Eine andere Opposition, beiden entgegengesetzt, regte sich schon um die Mitte der dreißiger Jahre, und wurde am lautesten nach der Julirevolution. Es war die Partei des berliner Wochenblatts, zum Theil die persönlichen Freunde und Schützlinge des damaligen Kronprinzen. Die Grundlage ihrer Gesinnung waren theils die letzten Ausläufer unserer poetischen Bildung im vorigen Jahrhundert, theils die Freiheitskriege. Ein Theil dieser neupatriotischen Partei war früher von den Demagogenriechern verfolgt worden, weil er sich an einem Gefühl, das dem herrschenden Beamtenthum als überspannt außerhalb des Kreises vernünftiger Staatszwecke zu liegen schien, noch länger erheben wollte. Die alten Burschenschafter waren jetzt Legitimisten geworden, sie vertraten gegen den Mechanismus des Nützlichkeitsystems die höheren idealen Staatszwecke, sie wollten sittliche Läuterung und Erhebung des Gemüths, sie wollten nicht blos in der Kunst, sondern auch im Staatsleben der Phantasie und dem Gemüth Spielraum verschaffen u. s. w. Das Charakteristische der Schule war nicht das politische Glaubensbekenntniß, sondern die gesammte Sinnesart, welche ebenso ein Niederschlag der poetisch-rhetorischen Bildung Deutschlands von 1790—1806 war, als das wirkliche Staatsleben ein Niederschlag der dieser vorangegangenen Aufklärung.

Der Kern dieses Lebens, das in unserer klassischen Periode so schöne Früchte getragen, war das Bedürfniß, in allen Angelegenheiten die volle Persönlichkeit, das Eigenste der Individualität geltend zu machen. Wie Schiller sich in seinen Gedichten

und Reden nach Griechenland zurücksehnte, wo die Arbeitstheilung noch nicht stattgefunden, wo die Menschen und ihre Götter sich zu schönen und vollen Erscheinungen abrundeten, so wandte man später seine Augen auf das Mittelalter, nach Indien, dem Orient überhaupt, auch wol in das Idyll des Dorfs, überall mit dem Wunsch lebendige Bilder an die Stelle der todten Begriffe zu setzen. Die Dichtkunst heiligte die Eingebung des Augenblicks, im weitern Sinn die Willkür. Schiller hatte den spätern Dichtern das entscheidende Wort vorgesprochen: die Kunst entspringe aus dem Spieltrieb; wie das Kind nur im Spiel sich mit wahrer Freiheit bethätige, so der Mensch nur in der Kunst. Dann ging man weiter und machte die Kunst zu einem wirklichen Spiel, d. h. man löste sie von den Gesetzen des wirklichen Lebens und gab ihr die Freiheit, auszusprechen was ihr einfiel, zu empfinden und zu denken wie sie irgend Lust hatte: Logik und Moral wurden im Gebiet der Kunst aufgehoben. Dann noch ein Schritt: der wahre Mensch müsse im Leben frei sein wie in der Kunst, auch das tiefere Gefühlsleben sei ein Spiel der Freiheit, und die schöne Seele finde ihr Gesetz nur in sich selbst. Dem Bildersturm der früheren Zeit folgte nun eine unbedingte Anbetung der Bilder, immer mehr dehnte sich der Rahmen aus, welcher die Phantasmagorien, mit denen man spielte, umschloß. Der Sinn für Paradoxie wurde außerordentlich geschärft, jedem geistreichen Menschen wurde die unbedingte Freiheit verstattet, seinen Eingebungen nach Herzenslust nachzugehen. In dieser Fülle neuer Gesichtspunkte entwickelte sich eine große Beweglichkeit des Charakters. Durch Eingebungen bestimmt, durch Vorbilder verschiedener Art angestachelt, trieben die Wünsche und Ideen sich unruhig umher, sie flatterten in der Luft, der harten, mühsamen, langsam fortschreitenden Arbeit wurde man entwöhnt, und während man im Feld der Ideen sich schrankenlos tummelte, sah man im wirklichen Leben das leichteste Hinderniß für unüberwindlich an, und fand dann wie Hamlet Gründe, auch die Resignation als eine ideale That zu verherrlichen. Der angeborenen Farbe des Entschlusses wurde des Gedankens Blässe angekränkt.

Die stehenden Begriffe der Aufklärung zersetzte man theils durch Gefühlseligkeit, theils durch die Ironie und den Witz einer allseitigen Bildung, die entweder, wie bei Heine, mit allen Ideen ohne Unterschied ein frivol-sentimentales Spieltrieb, oder sie, wie bei Hegel, in ein großes Herbarium eintrocknete, wo sie alle nebeneinander lagen, farblos und schattenhaft, aber doch an ihrer Physiognomie noch kenntlich. In der Mitte dieses phänomenologischen Schattenspiels bewegte sich betrachtend, oder spielend, oder wünschend die freie souveräne, durch Bildung und Gemüth von allen Bestimmtheiten gelöste Individualität.

Doch wir sind weit von unserm Ziel abgekommen: wir wollten die Politiker der Wilhelmsstraße und Friedrich Wilhelm den Vierten schildern und haben statt dessen den Geist der spätern, nachgeborenen Romantik geschildert. — Wir kehren zur Wilhelmsstraße zurück.

Für den Staatsmann, der von diesem Princip der absoluten Freiheit erfüllt war, kam es darauf an, das Ganze so zu gliedern, daß alle einzelne Freiheit dem Betrachtenden ein in wohlthuenden Farben und Kontrasten an einander gereihtes Gesamtbild darbot. Die Freiheit des Einzelnen sollte gefärbt werden durch freie Gattungen. Der moderne Frack, der nüchterne, aufgeklärte, gleichmachende wick der bunten Standestracht. Freie Individuen, aber auch freie Künfte! ein freier Staat,

aber auch eine freie Kirche! Eine freie Kirche, aber auch freie Secten! Freie Gemeinden, aber auch ein freier Landrath! Freie Collegien, aber auch ein freier Prä- sident! Freie Bauern, aber auch ein freier Gutsherr! Ein freier Adel, ein freier Bürgerstand, ein freies Herrenhaus! Und was die allgemeinen deutschen Entwürfe betrifft: absolute Freiheit der nationalen Wünsche, aber auch absolutes Zartgefühl den Rechten derer gegenüber, die durch diese Wünsche in ihren Wünschen beeinträchtigt werden konnten. Es war nicht zu wenig, sondern zu viel Freiheit in diesem System. — Endlich ging man noch einen Schritt weiter und fragte: warum soll in dieser allgemeinen Freiheit nur eine einzige Macht geächtet sein? es werde auch diese be- freit! Diese letzte freigelassene Macht war: — die Polizei.

Die Umkehr war begreiflich. Indem man überall auf die Freiheit ausging, daneben aber auch auf Schönheit der Gesamtwirkung, hatte man stillschweigend etwas vorausgesetzt wie Leibniß' prästabilierte Harmonie. Diese Voraussetzung er- wies sich als unhaltbar. Es blieb im Gemüth des wohlmeinenden Fürsten eine tiefe innere Kränkung zurück, welche in den Bestrebungen, die den seinigen zuwider liefen, eine Beeinträchtigung seiner eigenen persönlichen Freiheit sah. Die Menschen hatten sich schlechter gestimmt erwiesen, als sie vorher der Glaube gezeigt: nun trat eine Nachsicht gegen die Schlechten ein, wenn sie nur richtig gestimmt waren. Wahr- scheinlich war lange, bevor die Katastrophe wirklich eintrat, das Gemüth des Königs wenigstens theilweise den Eindrücken erlegen, die von allen Seiten darauf einstürm- ten. — Möge die Erde ihm leicht sein; viel angefochten, hat er in seinen Leiden auch treue Liebe gefunden, und die Geschichte wird sein Andenken auf einem Blatt be- wahren, das nicht leer ist. — † †

Was heißt revolutionär?

Von der preussischen Grenze.

Wir haben vor einigen Wochen zwei politische Stichwörter analysirt, mit denen viel Mißbrauch getrieben wurde; die Veranlassung unsrer heutigen Untersuchung ist die Confiscation des Hefts 51 der Grenzboten, in welchem der Ausdruck „revolu- tionär“ auf das Verfahren des Bundestags in der kurhessischen Frage angewandt worden war. Ob diese Anwendung gesetzlich nicht gestattet ist, darüber wollen wir dem Ausspruch des Gerichts in keiner Weise vorgreifen; wir haben es nur mit dem Publicum zu thun, das hier wie in ähnlichen Fällen durch die Gewohn- heit der Parteien leicht verführt wird, mit einem Begriff Vorstellungen zu verbind- en, die nicht darin liegen.

Es sind namentlich zwei Vorurtheile zu bekämpfen. Einmal ist jede politische Partei gewöhnt, in den Namen, womit sie ihre Gegner benennt, etwas Tadelndes zu legen, und wenn die eine Partei in einem gewissen Zeitraum die übermächtige ist, so verwandelt sich die politische Bezeichnung leicht in ein Schimpfwort. So war seit 1789 in Frankreich der Ausdruck Aristokrat, in Deutschland der Ausdruck Demokrat ein Schimpfwort; das letztere wiederholte sich bei uns 1849, obgleich in